

Und doch ist dies eine uralte katholische Lehre, die in der Heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferung klar und entschieden ausgesprochen wird. Hierfür den Beweis zu erbringen ist der Zweck der obigen Schrift. Es ist keine Erbauungsschrift, sondern eine theologische Untersuchung über die Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu Christi und über den sittlichen Wert unseres Leidens mit Christus. Die Lehre der Bibel und der Überlieferung, der Väter und der Theologen über diesen Gegenstand wird ausführlich vorgelegt und erörtert.

Gerade jetzt in dem großen Kriegsleid ist der Ausblick zu dem Gekreuzigten für Tausende das kräftigste Heilmittel gegen Zagen und Verzagen. Wir lassen uns den Trost des Kreuzes nicht rauben, sondern halten fest an dem echt christlichen Grundsatz: Im Kreuz ist Heil.

Christian Pesch S. J.

Deutsche Literatur.

Grünlein. Eine deutsche Kriegsgeschichte von einem Soldaten, einem Gnomen, einem Schulfungen, einem Hunde und einer Großmutter — alten und jungen Leuten erzählt. Von Paul Keller. Bilderschmuck von W. Bayer. 1.—8. Aufl. kl. 8° (80) Breslau 1915, Bergstadtverlag W. G. Korn. Geb. M 1.—

Ferien vom Ich. Roman von Paul Keller. 1.—10. Aufl. kl. 8° (364) Breslau 1915, Bergstadtverlag F. W. Korn. M 4.—; geb. M 5.—

Ritas Briefe. Von E. v. Handel-Mazzetti. Mit einer Einleitung von Joh. Mumbauer. kl. 8° (115) Saarlouis 1915, Hausen. 50 Pf.

Vor zehn Jahren hat Paul Keller seinen ersten „Ritt ins romantische Land“ des Märchens mit viel Glück gewagt. In dem „letzten Märchen“ schaute dem früheren Volksschullehrer wirklich „die Kinderseele aus den Augen“, und alt und jung und alles, was noch Sinn für Märchenschönheit besitzt, konnte sich an den unterirdischen Wundergebilden der Wichtelwelt sattfam erlustigen. Ganz anderer Art gibt sich das „Grünlein“, das man am besten ein Kriegsbuch für Kinder nennen möchte. Darin gehört nur das Grünlein, von seiner grünen Milke so geheißenen, als Gnom zum uralten deutschen Zwergenvolk; natürlich erfreut es sich auch der Tarnkappe. Die andern Gestalten haben Fleisch und Bein wie wirkliche Wesen, stehen aber allesamt unter der schützenden Macht des Gnomen Grünlein. Seine Aufgabe ist die Heimbringung eines deutschen Soldaten, dem die Russen schon „die Grube scharren“ wollten. Welche Rolle der Hund dabei zu spielen hat, ist kein Rätsel; ebensowenig, was die Großmutter und ihr Enkel, „der Schulfunge“, zu Hause für die Rettung des Vaters tun.

„Hubert, es ist schwer draußen; aber die Heimat ist so schön, und was drin lebt, ist so lieb, daß es sich lohnt, zu leiden und zu sterben.“ Mit diesen Worten an seinen Sohn schließt der reiche Müller bei seinem Heimaturlaub die rührende Geschichte. Vielleicht wird mit dem ernststen Satz die Nebenabsicht des Dichters ausgesprochen, als etwas Höheres, das über den Gedankenkreis des Kindes

hinausgeht, so daß dadurch die Aufschrift des Dichters gerechtfertigt wird: „alten und jungen Leuten erzählt“. — Immerhin bleibt es eine heikle Sache, eine Kriegsgeschichte in ein Märchen einzuhüllen; ob sich der fürchterliche Ernst des Krieges in dies heitere Gewand kleiden läßt, ohne etwas von seiner Größe einzubüßen?

Der nicht farge Bilderschmuck bringt mit gutem Geschick das Märchenhafte treu zum Ausdruck.

Ob dieser neueste Roman Paul Kellers, den der Verfasser zuerst in seiner „Bergstadt“ unter großem Beifall veröffentlichte, auch als seine beste Dichtung gelten mag, läßt sich nicht mit einem kurzen Worte abtun; daß er bei dem vollgerüttelten Maß von sonnig verkürter Heiterkeit, in der richtigen Mischung mit tiefem Ernst für unsere Zeit paßt, soll ohne Bedenken zugestanden sein.

Die kurze Aufschrift „Ferien vom Ich“ gibt im knappsten Ausdruck den Inhalt des Romans, einer reinen Dichtung in der „Ich“-Form. Ein Schiffsarzt gründet mit dem Geld eines amerikanischen Krösus eine Art Dorf-Stadt als „Ferienheim für die Müden, für die, die das Leben in seiner Hast und Hohlheit nicht mehr freut, für die, die gerne noch einmal mit frischen Kräften von vorne anfangen möchten“. Das Heilverfahren in dieser „Ferienpause des Lebens“ besteht kurz darin, daß „Namen, Rang, Titel, moderne Bekleidung, das Geld, die Uhr, die Zeitung, das unnütze Brieffschreiben — Verwandtschafts- und Bekanntschaftsfesseln — ausgeschieden, dafür die stillen Freuden an gesunder Beschäftigung in frischer Luft, mit einer einfachen, wohlthuenden Lebensweise, in reichster Abwechslung geboten werden“. Der Roman schildert mit breitem Behagen und zum Malen anschaulich die segensvollen Wirkungen der Wunderheilanstalt an den vielen, „die auf irgendeine Weise vom Leben vergiftet sind“, stellt an eigenartigen und fein gewählten Beispielen dar, wie „alle erlöst werden von allem Eitlen und Hohlen ihres bisherigen Daseins, von der drückenden Last öffentlichen und privaten Lebens, von unnützen Bedürfnissen, auch von ihren Krankheiten, Lebenssünden und Lebensschwächen, von unfruchtbarer Sorge, Angst und Reue, wie sie dagegen Kraft im Frieden und die kostbare Fähigkeit zur Freude wiedergewinnen“. Da hat die fruchtbare Gestaltungskraft eines Dichters, mit der untrübaren Heiterkeit des Gemütes und der biegsamen Sprache eines Paul Keller das weiteste Feld zum Zaubern, daß es der Wirklichkeit gleicht. Und gerade darin sieht das noch immer maßgebende Kunsturteil des streng geschulten D. Ludwig die eigentlich „ideale Art des humoristischen Romans, die nicht eine wirklich dagewesene oder noch vorhandene, sondern eine Welt abspiegelt, die der Autor für eine wünschenswerte hält und gehalten wissen will, und die er abspiegelt, um auf eine Neugestaltung oder Besserung der eben bestehenden nach Kräften hinzuwirken“. So erscheinen all die kränkelnden Gestalten und Gebrechenbilder vielseitig belehrend, warnend und tröstend, ohne es mit Worten aussprechen zu müssen.

Daß sich für solcherart Darstellung die „Ich“-Form am besten eignet, leuchtet ein. Der Leser lauscht mit Spannung den Erlebnissen des Schiffsarztes, weiß

aber zu gut, daß es der Dichter Paul Keller ist, der ihm die duftigen Luftgebilde wie Wirklichkeit vorzaubert. In dieser gutwillig hingenommenen Täuschung gestattet man dem nur vorgespiegelten „Ich“-Erzähler vielleicht manches, was man dem feinsühligen Dichter nicht durchgehen ließe. So wurde dem Dichter seine „Schlacht bei Waltersberg“ als eine etwas „rohe Prügelei“ ausgemutet und auch die „krummbeinige Medizin“ mit den Dacteln als zu wenig dichterisch getadelt; doch abgesehen davon, daß in solchen Feinheiten der persönliche Geschmack oft das gerechte Urteil trübt, flören weder „die Schlacht bei Waltersberg“ noch die „krummbeinige Medizin“ im Zusammenhang den vollen, reinen Kunstgenuß, der den Leser dem Dichter gegenüber zum herzlichsten Danke verpflichten muß.

Hausens 50 Pfg.-Bücherei hat mit der jüngsten Schöpfung der österreichischen „Volksepikerin“ einen besonders glücklichen Griff getan. Zur Empfehlung des Büchleins wagt eine der Dichterin sonst nicht übermäßig gewogene religiöse Zeitschrift folgenden Erguß: „Etwas so Kindliches, Bartzungfräuliches, psychologisch Feines und köstlich Unterhaltendes haben wir schon lange nicht gelesen.“ Mag auch das Lob vielleicht aus einer Augenblicksbegeisterung geflossen sein, übertrieben darf es deshalb doch nicht genannt werden. Der Herausgeber belehrt in seiner Einleitung (S. 1—15) über die Entstehung des Schriftchens und seine innere Beziehung zum dichterischen Schaffen der österreichischen Künstlerin, insbesondere zu ihrem Wiener Roman „Brüderlein und Schwesterlein“. Die ruhig abwägende Beurteilung schließt mit dem Satz: „Ich zweifle nicht, daß alle Verehrer der vornehmen Kunst Handel-Mazzettis — und zu diesen darf man wohl alle literarisch Interessierten rechnen — ‚Ritas Briefe‘ so hoch bewerten werden, wie ich sie aus Überzeugung schätze.“ Man wird verpflichtet, zu dieser Beurteilung persönlich Stellung zu nehmen, „weil es von der Aufnahme, die das vorliegende Bändchen bei der Leserschaft findet, abhängen soll, ob sich die Dichterin dazu entschließen wird, noch weitere Briefe als Fortsetzung zu schaffen“. — „De eher, je lieber!“ wird da wohl der einstimmige Wunsch lauten, zumal die bis jetzt so einzig meisterhafte Seelenschilderung Ritas gerade bei der spannendsten Entscheidung abbricht. Und so darf man mit dem Herausgeber „hoffen, daß das Bild der kleinen jungfräulichen Himmelsbraut bald vollendet vor uns stehen wird“.

Nikolaus Scheib S. J.